

XIX. Eine gute Seele.

„Das Pflegekind des Junggesellen,“ Roman von Friedrich Friedrich, erschien zuerst im „Deutschen Hausfreund,“ illustriertes Familienblatt und Sonntags-Beilage der „Berliner Neuesten Nachrichten“. Wenig verschlungen sind die Fäden der Handlung und dennoch, trotz der Einfachheit des Stoffes, zieht sich der Roman durch 21 Nummern des Blattes hin. Wenn wir da beim Lesen trotzdem fortwährend in Spannung gehalten werden und nicht ein einziges Mal in Versuchung kommen, diesen oder jenen Abschnitt zu überspringen, so zeugt dies von dem gewandten Aufbau des Ganzen.

Rekapituliren wir kurz den Inhalt: Der Verfasser führt uns in einen originellen Klub ein; es ist dies nicht, wie wir nach der Ueberschrift des Romans erwarten sollten, ein „Klub der Junggesellen“, sondern, da ihm auch der Apotheker Philippi angehört, welcher bereits einmal verheirathet war, der „Klub der Ledigen“.

Unser Kollege befindet sich hier in guter Gesellschaft. Ich erlaube mir vorzustellen: Der freundliche Leser — die Herren Dr. med. Alexis Sand, Maler Julian Conti, Kaufmann Hugo Geldern, Baumeister Carl Hohn, Rechtsanwalt Trappe und last not least Apotheker Ernst Philippi, „eine kleine zierliche Gestalt mit nervös erregten Bewegungen, die nicht zwei Minuten lang still auf dem Stuhle sitzen konnte“.

Die Statuten dieses lustigen Klubs bestehen aus drei Paragraphen, von denen der dritte lautet: „Wenn ein Mitglied des Klubs sich verheirathet, zahlt es 1000 Mark in die Klubkasse . . .“

Den Statuten vorangesezt ist das Motto: „Das ewig Weibliche zieht uns nicht an“. —

Eines Abends, als es im Klub gerade recht lustig hergeht, wird Dr. Sand zu einem schwer Erkrankten gerufen. Rettung vermag er diesem nicht zu bringen, verspricht aber dem Sterbenden, nach dessen Tode für die Tochter desselben sorgen zu wollen. Sand erfüllt sein Versprechen getreulich, indem er Toska, die Tochter des Entschlafenen, seiner Wirthin zur körperlichen und geistigen Pflege übergiebt und die Vormundschaft übernimmt. Als nun Trappe eines Abends im Klub mit ruhigen einfachen Worten erzählt, weshalb Sand seit dem Tod des Fremden den Klub nicht mehr besucht habe, als er den ergreifenden Tod des Fremden und den Schmerz seines Kindes geschildert, da beschließen die sechs Junggesellen einstimmig, die Waise als ihr Kind adoptiren zu wollen und mit allem Ernst und aller Liebe für dasselbe zu sorgen. Sand giebt schließlich unter der Bedingung nach, daß er nach wie vor der Vormund des Kindes bleibe.

Aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen geht nun hervor, daß der Aufzeichner derselben nicht der vermeintliche Gelehrte Horst Norden, wie er sich vor seinem Tode in der elenden Dachstube nannte, ist, sondern Horst Bogumil Edgar von Norden, der Sohn des Obersten Freiherrn Heinrich von Norden, welcher ersterer wegen einer Mesalliance von seinem Vater verstoßen wurde.

Nachdem später der Freiherr das Zeitliche gesegnet, ergiebt sich bei Eröffnung des Testaments, daß der alte Baron seinen übereilten Schritt bereut und seinen Sohn Horst sowie seinen Schwiegersohn zu gleichen Theilen als Erben eingesetzt hat.

Toska ist inzwischen zu der Haushälterin des Apothekers in Pflege gegeben, weil der große Garten des Apothekers ihr mehr Raum zu Spielen jeglicher Art bietet, und von hier aus läßt der Schwiegersohn des Barons, der sich gern in den Alleinbesitz des Vermögens setzen möchte, die kleine Toska entführen.

Zu dem Zwecke, ihr Pflegekind wiederzufinden, entspiunt sich nunmehr unter den Mitgliedern des „Klubs der Ledigen“ ein allgemeiner Wettkampf. Gott Amor steht den Suchenden treulich zur Seite, denn als Toska wiedergefunden ist, dürfen

wir schon zwei Paaren zu ihrer Verlobung Glück wünschen: Geldern und Trappe haben sich das Jawort bei den reizenden Töchtern des Hauptmanns Hagen geholt, in dessen Haus ihre Nachforschungen sie führten. Dr. Sand und sein Pflegekind Toska verbindet bald darauf der Liebe ewige Macht, und Apotheker Philippi, welcher nicht nachstehen mag und nicht weniger als die anderen ein Herz in seinem Busen schlagen fühlt, gesteht seinen Freunden etwas beschämt, daß er sich zum zweiten Male eine Lebensgefährtin erkoren habe, und zwar ist es seine Haushälterin, die liebe gute Frau Böllner, welche es ihm angethan hat. Das „ewig Weibliche“ hat sie doch hinangezogen!

Interessant ist der Ton der Unterhaltung, welcher den Klub der Ledigen beherrscht. Pünktlichkeit und Genauigkeit sind unserem Kollegen in Fleisch und Blut übergegangen, und jeden Abend rügt er es auf's Neue, wenn einer der Klubmitglieder nicht zur bestimmten Stunde im Klubzimmer anwesend ist. Deshalb gleich am Anfange des Romanes die Frage Philippi's:

„Wo nur Trappe bleibt?“

Der Maler, der mit dem Apotheker stets in scherzhafter Fehde liegt, legt der Frage einen anderen Sinn unter und entgegnet:

„Philippi, Sie können Ihre Neugierde doch nie bezähmen. Ich bin überzeugt, daß Keiner von uns die Frage beantworten kann, dieselbe ist also außerdem nutzlos.“

Worauf der Apotheker etwas empfindlich bemerkt:

„Bitte, ich habe meine Frage nicht an Sie gerichtet!“

Als Rechtsanwalt Trappe eines Abends einen Freund, den Rentier Anton Borstig, in den Klub einführt und diesem die Ledigen in launigen Worten vorstellt, bemerkt er bei Philippi:

„Der fünfte Herr ist mein besonderer Freund, Herr Apotheker Ernst Philippi. Beurtheile ihn nicht nach seiner kleinen Gestalt, denn er ist ein großer Dichter, wenigstens hält er sich dafür, da er unendlich lange Polsterabendgedichte macht. Ich empfehle Dir, seine Freundschaft zu erwerben, denn er bereitet ganz vorzügliche Ananasbowlen.“

Philippi ist ein Mann der Ordnung, er hat deshalb gewünscht, daß der Klub ordnungsgemäß seine Statuten habe.

Trappe hat solche ausgearbeitet und bemerkt vor dem Vorlesen derselben u. A.:

„ Wir sind seit einem Jahre fast wöchentlich an zwei Abenden hierher gekommen, um gemeinsam ein Glas Wein zu trinken. Das könnten wir ungetrübt fortsetzen, aber die Vereins- oder Klubwuth des Herrn Apothekers besteht darauf, daß wir einen Verein oder Klub mit ausführlichen Statuten in's Leben rufen. Wir sind sämmtlich außer Herrn Philippi zu verständige Leute, um uns nicht zu sagen, daß dies gar keinen Zweck hat, allein, da wir wissen, daß das heimliche Verlangen unseres Freundes nur darauf gerichtet ist, den Verein, sobald er gegründet ist, in einem Gedichte zu besingen, so sind wir gewillt, ihm diese Freude zu bereiten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß dieses Gedicht bereits fertig ist — — —“

Also wieder einer von den zahlreichen dichtenden Litteratur-Apothekern; in der rauhen Wirklichkeit so wenige — warum kann es nicht umgekehrt sein?

Gegen das Motto des Klubs: „Das ewig Weibliche zieht uns nicht an!“ macht der Apotheker Front, denn während Alle außer Philippi „Angenommen! Vortrefflich!“ rufen, protestirt dieser dagegen, daß der Ausspruch eines Dichters in der Weise verändert werde.

„Berehrter Apotheker, bringen Sie ein anderes Motto in Vorschlag!“ ruft Trappe.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet!“ schlägt Philippi vor, und der Rechtsanwalt fährt fort:

„Ja, ich weiß, Sie sind in solchen Fällen für Schiller. Ihr Motto besitzt jedoch den großen Fehler, daß es für uns gar nicht paßt, denn da wir uns nicht binden wollen, so brauchen wir auch nicht zu prüfen . . .“

Daß der Apotheker das Dichterwort nicht verstümmelt sehen will, zeugt von einem gewissen ästhetischen Feingefühl, und wenn wir bedenken, daß wir die verschworenen Junggesellen schon allzubald als glückliche Ehegatten wiederfinden, so ist wohl die Frage berechtigt, ob der Apotheker, unwillkürlich vorausschauend, mit seinem Motto nicht das Richtigere getroffen hätte.

Während Alle den § 1 der Satzungen gutheißen, welcher

besagt, daß in den Klub der Ledigen jeder bescholtene und unbescholtene Mann aufgenommen werden kann, sträubt sich Philippi's gerader ehrlicher Sinn gegen das Wort „bescholtene“. Er weiß es wohl, daß der Humor in den Statuten sein Wesen treibt, er mag aber das oft schwerwiegende Wörtlein nicht einmal im Scherze angewandt wissen. Er wird indeß überstimmt und Trappe entgegnet ihm in heiterer Laune:

„Beste Freund, seien Sie doch verständig und wüthen Sie nicht gegen sich selbst. Wer, wie Sie, neunundneunzig Prozent Gewinn nimmt und verheirathet gewesen ist, kann sich doch nicht zu den Unbescholtenen zählen. Es liegt mir fern, Ihnen deshalb einen Vorwurf zu machen, denn die Apotheker haben das Privilegium, sich in unberechtigter (!) Weise zu bereichern. Unser Klub soll kein Tugendbund werden, und ich verlange von jedem Mitgliede, daß es Scherz versteht.“

Der Apotheker hält jedoch konsequent an der Ansicht fest, daß ein solcher Ausdruck nicht in ein Statut passe, trotz aller Ueberredungskünste des Rechtsanwalts.

Als der Rechtsanwalt eines Abends den Kaufmann Geldern zum Verwalter der Kasse Toska ernennt, während er selbst sich verpflichtet, die Rechte des Pflegekindeß in jeder Beziehung zu wahren, ruft der Apotheker, um seine Bereitwilligkeit, für das Kind zu sorgen, zu zeigen:

„Theilen Sie mir auch ein Amt zu!“

Doch Trappe entgegnet:

„Nein, Philippi, Ihnen am wenigsten. Sie müssen uns sogar das Versprechen geben, daß sie keinen Versuch machen wollen, das Herz der Kleinen durch Pfefferminzkügelchen oder andere niederträchtige Süßigkeiten aus Ihrer Apotheke für sich besonders zu gewinnen. Gleiche Pflichten, gleiche Rechte!“

Wie Philippi zu seiner Apotheke gekommen, verräth uns ein kleines Redeturnier zwischen ihm und Trappe.

Geldern und Philippi genügt es nicht, daß Toska in der einfachen Familie der Lehrerr Wittve erzogen werden soll, sie hätten dieselbe am liebsten in eine feine Pension gegeben. Da meint Trappe:

„Philippi, es ist ein Glück, daß Sie keine Kinder haben,

denn Sie würden sie vollständig verzogen haben. Ihnen ist das Leben leicht geworden. Als einziger Sohn sind Sie von Ihren Eltern verhätichelt und verzogen, und als Sie kaum mündig geworden, setzten Sie sich in die reiche, warme Apotheke Ihres Vaters und waren ein gemachter Mann. Es wird nicht jedem Menschen so gut zu Theil, deshalb soll man Niemand vor der Zeit verweichlichen und verwöhnen."

Nun, daß Philippi verweichlicht und verwöhnt worden wäre, hierfür finden wir in dem Roman nirgends einen Anhaltspunkt, es sei denn, daß Trappe auf das gute, weiche Gemüth des Apothekers anspielen wollte, das er sich, trotzdem ihm das Leben so leicht geworden, allen Nebenmenschen gegenüber treulich bewahrt hat. Man könnte im Gegentheil annehmen, daß Philippi, eine gute Seele in der besten Bedeutung des Wortes, seinen edlen Sinn für alles Gute, den männlichen Ernst in seinen Reden, seine Pünktlichkeit und Genauigkeit als Früchte einer ernsteren Lebensschule davongefragen hätte. Verhätichelte und verzogene Menschen denkt man sich jedenfalls anders geartet. —

Zu Weihnachten, der Zeit der Liebe und des Friedens, geschieht es zum ersten Mal, daß in dem heiteren Kreise der Ledigen ein Mißklang ertönt.

Frau Zöllner soll für Toska passende Weihnachtsgeschenke kaufen und der Apotheker hält es für seine Pflicht, ihr einzuschärfen, nicht auf den Preis zu sehen.

Lassen wir den Autor erzählen:

"Philippi, Sie sind nicht berechtigt, in der Weise über unsere Kasse zu verfügen," rief ihm Trappe scherzend zu.

"Bitte, ich bin bereit, die Kosten allein zu tragen," entgegnete der Apotheker.

"So! um sich nachher brüsten zu können, unser Kind allein beschenkt zu haben," fuhr der Rechtsanwalt fort. "Meine Herren, wir sind übereingekommen, gemeinsam für Toska zu sorgen, ich konstatiere hiermit den Versuch des Herrn Apothekers, in unsere Rechte einzugreifen und die Beschenkung an sich zu reißen."

"Ich stelle den Antrag, daß Herr Apotheker Philippi von der Theilnahme an unserem Pflegling ganz ausgeschlossen wird," rief der Maler.

Es gehörte zu den guten Eigenschaften des kleinen Apothekers, die tollsten Scherze über sich ergehen zu lassen, ohne sie übel zu nehmen, Conti's Worte hatten indessen einen Punkt in ihm berührt, der keinen Scherz vertrug. Sein Gesicht röthete sich, erregt sprang er auf.

„Da ein solcher Antrag gestellt wird, erkläre ich meinen Austritt aus dem Klub!“ rief er.

Trappe hielt auch diese Worte für Scherz.

„Philippi, wir entlassen Sie nicht eher, als bis Sie mindestens tausend Mark in die Aussteuerkasse bezahlt haben,“ entgegnete er.

„Ich werde sie zahlen,“ rief der Apotheker und griff nach seinem Hute.

Erst jetzt begriffen die Uebrigen die ernstliche Erregung des kleinen Mannes.

„Philippi, sind Sie denn toll geworden, daß Sie keinen Scherz mehr verstehen!“ rief Trappe, indem er aufsprang und den kleinen Mann gewaltsam zurückhielt.

„Das war kein Scherz,“ entgegnete der Apotheker.

„Natürlich war es ein Scherz,“ fielen Alle ein.

„Dann war es ein sehr schlechter Scherz!“ gab der Kleine grollend zur Antwort.

Trappe hilft über den peinlichen Augenblick hinweg, indem er den Apotheker fragt, ob er je von Conti einen guten Scherz gehört habe.

Wir sehen, Philippi's Gutmüthigkeit kann auch ein Ende haben, wenngleich er bei versöhnlichem Entgegenkommen schnell wieder umgestimmt ist.

Ich will von der Wiedergabe derartiger kleinerer Scherze, welche übrigens auch die anderen Mitglieder des „Klub der Ledigen“ über sich ergehen lassen müssen, absehen. Ergreifend ist noch der Schmerz und die Verzweiflung des Apothekers, als Toska verschwunden ist. „Und das gerade hier — hier — in meinem Garten!“ ruft er aus.

Geradezu wunderbar schön geschildert ist das Aufkeimen der jungen Liebe in den Herzen Toskas sowie der jüngsten Tochter des Hauptmanns — eine Wiedergabe dieser Stellen würde indeß außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen.

Philippi ist nunmehr mit Frau Böllner, seiner ehemaligen Haushälterin, verheirathet, und es ist eingetroffen, was einst Trappe dem kleinen Apotheker sagte, als dieser ihm verlegen lächelnd, zögernd und wie ein Mädchen erröthend seine Liebe zu Frau Böllner gestand:

„Gratulor ex anima! Ich glaube, Sie werden eine gute Frau bekommen, und ich weiß sicher, daß Frau Böllner nie Veranlassung haben wird, ihre Wahl zu bereuen.“

Da wir Beide später im ungetrübtesten Glück wiederfinden, so bleibt uns nur zu wünschen, daß dasselbe bis an sein Lebensende erhalten bleiben möge unserem Kollegen Philippi, der grundehrlichen, der guten treuen Seele!